

---

Henk Harbers

## »Reden könne jeder«

*Nihilistische Thematik im Werk von Andreas Maier*

---

Nihilismus ist ein Problem des modernen Denkens. Mit dem Verlust der christlichen Glaubensgewißheiten und der Einsetzung der menschlichen Vernunft als Garant der Wahrheit ist die Tendenz zu einem radikalen Skeptizismus und Relativismus ein konstanter Faktor in der Kultur der Moderne. Wie Hans-Jürgen Gawoll es formuliert, »bricht das Problem des Nihilismus gerade dort auf, wo sich erkenntnistheoretisch die Tendenz abzeichnet, die Objektivität des Inhaltes in eine Funktion der kognitiven Fähigkeiten des Subjektes zu verwandeln.«<sup>1</sup> Es ist, wie Panajotis Kondylis in seiner Studie zur Aufklärung beschreibt, »kein Zufall i. . . I., daß der neuzeitliche Nihilismus ausgerechnet im Zeitalter der Aufklärung zum ersten Mal konsequent und umfassend formuliert wurde.«<sup>2</sup> Obwohl, so Kondylis, die meisten Denker der Aufklärung bestrebt waren, die nihilistischen Konsequenzen des rationalistischen Denkens abzuwehren, etwa durch die Annahme, daß die Natur selber feste Normen produziere, so sei doch eigentlich die andere Position die theoretisch überlegene: ein atheistischer und monistischer Materialismus, in dem eine Trennung von Natur und Norm vorgenommen wurde und Werte zu einer subjektiven Fiktion erklärt wurden.

Aber nicht nur einem materialistischen Denken wohnt die Tendenz zum Nihilismus inne. Die Philosophie des deutschen Idealismus kann, wie Jacobi im Jahre 1799 in seinem offenen Brief an Fichte – mit dem die Karriere des Begriffs »Nihilismus« erst richtig anfängt – schon zeigt, in dieselbe Richtung führen: Wenn, so Jacobi, erkenntnistheoretisch das Subjekt (das ›Ich‹) die Welt konstruiert, dann ist alles nur ein »Nichts-Außer-Ich«<sup>3</sup>, dann gibt es keine allgemeingültigen Wahrheiten mehr, dann ist alles nur subjektive Einbildung. Hier wird, in der Terminologie des philosophischen Idealismus, schon zum Ausdruck gebracht, was später von Nietzsche in der klassisch gewordenen Formulierung als die nihilistische Problematik definiert wird: »Was bedeutet Nihilismus? – Daß die obersten Werte sich entwerten. Es fehlt das Ziel. Es fehlt die Antwort auf das ›Wozu?‹.«<sup>4</sup>

In den heutigen philosophischen Wörterbüchern wird meistens zwischen zwei Arten von Nihilismus unterschieden: einem theoretischen Nihilismus, der die Gültigkeit einer objektiven Wahrheit leugnet, und einem praktischen Nihilismus, der die Existenz allgemeingültiger Normen und Werte leugnet.<sup>5</sup> Hinzu

kommt, besonders in literarischen Darstellungen, auch eine emotionale Komponente: ein nihilistisches Lebensgefühl, das sich in »Langeweile l. . . J Desinteresse, Zynismus, Verzweiflung oder Gewaltbereitschaft«<sup>6</sup> äußern kann.

Dieser Problemkomplex ist – manchmal ganz vordergründig, manchmal eher im Hintergrund – eine Konstante in der deutschsprachigen Literatur seit dem Ende des 18. Jahrhunderts.<sup>7</sup> Die Geschichte der Darstellung von nihilistischer Thematik in der (deutschsprachigen) Literatur ist inzwischen in einer Reihe von Studien beschrieben worden.<sup>8</sup> Dieter Arendt betont in seinen Arbeiten zum »poetischen Nihilismus« in der Romantik<sup>9</sup> den Zusammenhang von Glaubensverlust, Schwärmertum und nihilistischer Enttäuschung und Verzweiflung. Walter Hof beschreibt den Nihilismus in der deutschen Literatur vom Sturm und Drang bis Ernst Jünger und Gottfried Benn<sup>10</sup> als die Folge des Verlusts des vormodernen, glaubenssicheren »kategorialen« Weltbilds zugunsten der modernen »hypothetischen« Weltansicht. Hof beschreibt die verschiedenen Versuche in Philosophie und Literatur, einem rein negativen Nihilismus zu entkommen<sup>11</sup>: durch die »unendliche Sehnsucht« in der Romantik, durch den Vitalismus bei Nietzsche und in der Literatur der Jahrhundertwende (wo der Begriff des »Lebens« zum neuen Absolutum wird), durch die Kategorie der »Eigentlichkeit« bei Heidegger, durch die Dynamik des Handelns bei Jünger, durch die Metaphysik der Form bei Benn. In den Studien von Hillebrand<sup>12</sup>, Immelmann<sup>13</sup> und Duhamel<sup>14</sup> werden auch die Werke der Avantgarde des 20. Jahrhunderts und das Drama des Absurden in die Analyse des literarischen Nihilismus einbezogen. Dabei kommt bei Immelmann und Duhamel, beeinflusst durch den »linguistic turn« des 20. Jahrhunderts, der Sprache die Rolle zu, die das Subjekt im Idealismus spielte: der nihilistische Relativismus sei die Folge des Bewußtseins, daß alle Erkenntnis »zeichenintern« ist.<sup>15</sup> Nihilistische Thematik in deutschsprachigen Werken von den fünfziger bis zu den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts untersucht Karina Gómez-Montero, wobei sie die Erfahrung existentieller Sinnlosigkeit in den jeweiligen gesellschaftspolitischen Kontext stellt.

Für die Literatur nach etwa 1980 gibt es, soweit mir bekannt, kaum Publikationen, die das Thema des Nihilismus aufgreifen. Das mag mit dem Dominantwerden von postmodernen Denk- und Schreibweisen in den achtziger Jahren zusammenhängen. Zwar gibt es eine deutliche Parallele zwischen idealistischer Subjektphilosophie und postmodernem/poststrukturalistischem Denken, die im Rahmen der Nihilismusproblematik bedeutsam sein könnte: Wo im Idealismus nur ein »Nichts-als-Subjekt« blieb, bleibt im Poststrukturalismus nur ein »Nichts-außer-Text«. Aber wenn Postmoderne, mit einem Wort Albrecht Wellmers, »Moderne ohne Trauer«<sup>16</sup> bedeutet: das heißt, daß gerade die Unmöglichkeit allgemeingültiger Wahrheiten und Werte als positive, befreiende, Unterdrückung verhindernde Möglichkeit gesehen wird, dann kann es eigentlich nur, um einen Ausdruck Nietzsches abzuwandeln, einen »fröhlichen Nihilismus« geben. Damit

fällt aber eine entscheidende Komponente des bisherigen Nihilismus weg: die tragische, leidende Erfahrung von Verlust.<sup>17</sup> Ein gutes Beispiel eines solchen ›fröhlichen Nihilismus‹ sind die Romane von Ingomar von Kieseritzky, mit Titeln wie *Das Buch der Desaster*<sup>18</sup> oder *Kleiner Reiseführer ins Nichts*.<sup>19</sup> Im *Buch der Desaster* schreibt der Ich-Erzähler auf der letzten Seite: »Auf der gesunden Basis von Sinn-Defizit läßt sich gut arbeiten.«<sup>20</sup> Hier liegt noch ein ganzes Feld für weitere Forschung brach: Die Frage nach dem Zusammenhang von nihilistischer Thematik mit postmodernen Denk- und Schreibweisen ist bisher kaum untersucht worden.<sup>21</sup>

Wie Gómez-Montero schon bemerkt, ist in der Literatur nach den fünfziger Jahren von Nihilismus *expressis verbis* kaum noch die Rede.<sup>22</sup> Nun gibt es aber erste Anzeichen, daß für eine solche explizite Auseinandersetzung – vielleicht auch als Reaktion auf den fröhlichen postmodernen Relativismus – in der Literatur des 21. Jahrhunderts wieder Platz ist. Juli Zeh läßt in ihrem Roman *Spieltrieb*<sup>23</sup> die zwei jugendlichen Protagonisten sich als ›Urenkel der Nihilisten‹ bezeichnen; der ganze Roman ist eine Auseinandersetzung mit einem zynischen, Moral verachtenden Nihilismus. Andreas Maier gibt einem seiner Romane sogar den Namen eines bekannten Nihilisten aus Dostojewskis *Dämonen*, Kirillow, zum Titel.

Um die Auseinandersetzung mit nihilistischer Thematik im Werk von Andreas Maier soll es im folgenden gehen. In seinen Romanen<sup>24</sup> finden sich viele Elemente aus der Tradition des literarischen Nihilismus wieder: die Verbindung von Nihilismus und Schwärmertum (wie es sie in der Romantik, aber auch noch bei Thomas Bernhard gibt), die Verbindung von Nihilismus und politischem Aktivismus (aus dem russischen Nihilismus des 19. Jahrhunderts) und schließlich auch der Versuch, dem Nihilismus zu entkommen. Dabei geht Maier zugleich ganz eigene Wege. Dieses Eigene besteht vor allem darin, daß in seinen Romanen die Problematik des Nihilismus mit dem Funktionieren der menschlichen Sprache und mit der (klein)bürgerlichen Konsumwelt verbunden wird. Im folgenden soll vor allem sein erster Roman, *Wäldchestag*, der nach meinem Dafürhalten bisher auch sein bester geblieben ist<sup>25</sup>, einer genauen Analyse unterzogen werden. Dazu werden zunächst Maiers Poetikvorlesungen herangezogen.<sup>26</sup> Die beiden späteren Romane werden dann, ausgehend von diesen Analysen, nur noch kurz erwähnt.

Direkter und eindeutiger als in den Romanen und mit auffallend wenig Scheu vor großen Worten formuliert Maier sein ganz persönliches Weltbild in seinen Poetikvorlesungen, am ausgeprägtesten in den Frankfurter Poetikvorlesungen unter dem Titel *Ich*.<sup>27</sup> Diese Vorlesungen umkreisen die großen Fragen nach Wahrheit: Wahrheit im Sinne eines wahren, richtigen Lebens. Maier verbindet diese Fragen mit dem Verhältnis von Individuum und Gesellschaft. Eine früh-

kindliche Erfahrung wird dabei als strukturierendes Erlebnis in die Mitte gestellt: die Weigerung, in den Kindergarten zu gehen – weil dem Kind das Gruppenverhalten als unecht und unwahr vorkommt. Das gilt für den Schriftsteller Maier noch immer. Wahrheit ist, so die Poetikvorlesungen, immer nur im Ich zu finden, das Unwahre ist das Gesellschaftliche. Die anderen Menschen werden vom Ich nur als funktionierende Teile einer geregelten Gesellschaft mit einer geregelten Sprache wahrgenommen; im normalen gesellschaftlichen Verkehr, so Maier, verschwinden die anderen ›Ichs‹, das heißt Personen mit einem wirklich individuellen Seelenleben, im Nichts. Maier ist hier stark von den Theorien Carlo Michelstaedters beeinflusst, die er schon in seiner Mainzer Poetikvorlesung aus 2003 ausdrücklich erwähnt hatte.<sup>28</sup> Maier sieht als Michelstaedters Kernthese, daß unsere Sprache, auch die Sprache der Wissenschaft, nicht als Mittel zur Wahrheit funktioniert, sondern als Rhetorik, in der es nur um das Erreichen und Erhalten von Positionen, von Macht geht. Dabei würden wir fortwährend unser beruhigendes Weltbild bestätigen: ein Bewußtsein, daß wir »irgendwie schon das Rechte [sehen]«<sup>29</sup>. Gerade dieses beruhigende Bewußtsein will Maier als das Falsche darstellen. Denn der normale gesellschaftliche Verkehr bedeutet nach Maier in unserer Zivilisation nicht nur eine auf die Erhaltung von Macht gerichtete Sprache, sondern auch die Bestätigung einer konsumierenden Lebensweise, die letzten Endes die Erde zugrunde richtet.<sup>30</sup>

Gesellschaftliches Funktionieren bedeutet also notwendigerweise ein falsches Leben. Nur ein Ich, das sich einigermaßen dem Treiben der Gesellschaft entziehen kann, ist zu fundamental wahrer Einsicht fähig. Diese Wahrheit, für die Maier auch den Begriff ›Gott‹ benutzt, kenne im Grunde jeder individuelle Mensch, sei jedem in seinem individuellen Gewissen gegeben.<sup>31</sup> Die Begriffe ›Wahrheit‹, ›Gott‹, ›Gewissen‹ werden bei Maier mehr oder weniger gleichbedeutend. Als gesellschaftliches Wesen lebt man, so Maier, in der Unwahrheit, führt man eine nihilistische Existenz. Wie die Buchstaben im Wort ›Nichts‹ werde das Ich vom Nichts, von der Gesellschaft umgeben, und nur außerhalb dieser Gesellschaft gebe es einen direkten Bezug zur Wahrheit, zu Gott. »Ich bin inmitten des Nichts, und das Nichts drumherum sind unter anderem Sie, meine Damen und Herren, und so versammeln wir hier uns in diesem Saal. Ich möchte ja nicht allein sein. I . . . I wenn ich beispielsweise auf Reisen gehe, lerne ich nur das Nichts kennen und mittendrin immer mich. Aber für viele ist das schon zuviel, sie wollen nicht einmal ein Ich sein, sie wollen gleich aufgehen in der Welt, im großen Nichts. I . . . I Grundvoraussetzung dessen, dass man zum lieben Gott, also zur Welt, also zu sich kommt, ist das Ich.«<sup>32</sup> Wahrheit sei also immer nur individuell und außerhalb der anerkannten gesellschaftlichen Sprache erfahrbar.<sup>33</sup> Und um diese Wahrheit geht es nach Maier in der Literatur. Was im gesellschaftlichen Leben meistens nicht gelingt, das vermag gute Literatur: Sie zeigt, so Maier, Menschen, und nicht Funktionsteile der Gesellschaft: »Die Literatur

ist nämlich ein Hilfsmittel, um ein Ich sichtbar zu machen.«<sup>34</sup> Und bei einem wirklichen ›Ich‹, also gerade in der Literatur, gehe es immer um die Fragen nach dem richtigen Leben: um »die einfachsten Fragen«<sup>35</sup>, um die Frage »nach wahr und falsch, nach ja oder nein, nach dem lieben Gott«.<sup>36</sup>

Damit entsteht dann aber zugleich notwendigerweise ein großes Problem. Denn Literatur bedeutet Sprache, und, so Maier, »Wahrheit hat mit Sprache nichts zu tun«<sup>37</sup>. Also muß eine Form gefunden werden, in der in Sprache gezeigt wird, wie Sprache eher Wahrheit verhindert, in der in Sprache ein Nichtsprachliches durchscheint. Maier ist sich dieses Problems bewußt und umkreist in der zweiten und dritten Vorlesung das Problem der Form – ohne darüber zu sehr klaren Aussagen zu kommen. In der nun folgenden Analyse des ersten Romans von Maier soll versucht werden, diesem Problem der Form auf die Spur zu kommen – denn *Wäldchestag* ist eben der Versuch, eine solche Form zu finden.

Das Besondere an diesem Roman ist, daß er fast nur aus der Wiedergabe von Gesprächen besteht, aus denen der Leser sich ein Bild des Geschehens konstruieren muß. Das Thema des Verhältnisses von Sprache und Wirklichkeit findet seine formale Entsprechung im durchgehenden Gebrauch des Konjunktivs der indirekten Rede. Der Erzähler gibt nur wieder, was ihm von verschiedenen Personen berichtet wurde.<sup>38</sup> So entsteht, was Maier »erzähltel | Erzählung«<sup>39</sup> nennt. Die Geschehnisse an den drei Tagen werden zu einem solchen Brei von Stimmen, Meinungen und Gerede, daß dadurch gerade die Nichtigkeit allen Redens deutlich wird.

Der Ort der Handlung in *Wäldchestag* ist die (real existierende) Kleinstadt Florstadt im Landkreis Wetterau in Hessen. Die Handlung spielt sich an drei Tagen ab, vom Pfingstsonntag bis zum Pfingstdienstag – an dem man in dieser Gegend im Wald ein Beisammensein mit Essen und Trinken organisiert: den ›Wäldchestag‹. Einige Tage zuvor ist der pensionierte Ornithologe Sebastian Adomeit, ein Außenseiter in der Florstädter Gemeinschaft, gestorben. Er hat selber die Beerdigung auf den Sonntagmorgen festgesetzt und die öffentliche Testamentseröffnung auf den Pfingstdienstag, um sieben Uhr morgens. Zur Beerdigung, aber vor allem wegen des Nachlasses sind einige Verwandte Adomeits angereist, und sie nehmen nun an diesen drei Tagen an den Geschehnissen in Florstadt teil. Es gibt zwei Haupstränge in der Handlung: einerseits das Gerangel um die Erbschaft Adomeits, wobei vor allem die Schwester Adomeits, Jeanette, eine üble Rolle spielt, und andererseits die Verliebtheit des Florstädter Jugendlichen Anton Wiesner in Katja Mohr, die mitgereiste Enkelin der Jeanette Adomeit, und alle Probleme, die daraus entstehen.

Innerhalb des verworrenen Geredes an diesen drei Tagen lassen sich durchaus unterschiedliche Positionen und Lebenshaltungen unterscheiden, die im

komplexen Romanzusammenhang das Problem von Sprache und Gesellschaft, Nihilismus und Wahrheit etwas nuancierter und ironischer erscheinen lassen, als in der diskursiven Sprache der Vorlesungen möglich ist.

Die etwa vierzig redend oder handelnd auftretenden Romanpersonen in *Wäldchestag* lassen sich ohne allzu viel Schwierigkeiten in zwei Hauptgruppen aufteilen: diejenigen, die die bestehende Ordnung vertreten, und diejenigen, die diese in Zweifel ziehen und damit auch mehr oder weniger Außenseiter sind. Die bestehende Ordnung bedeutet Konsum- und Besitzdenken, die unreflektierte Übernahme von traditionellen kleinbürgerlichen Werten. Der Mangel an Reflexion zeigt sich in der selbstverständlichen Gewißheit, mit der Auffassungen vertreten werden (Leitwort: »normal«), und dem absoluten Mangel an Einsicht in die Widersprüche, in die man sich dabei verstrickt. Diese Seite wird vertreten von weitaus den meisten Bewohnern von Florstadt, und weiter von Jeanette Adomeit und ihrer Tochter und ihrem Schwiegersohn, dem Ehepaar Mohr. Auf der anderen Seite stehen aus Florstadt der verstorbene Adomeit, seine viel jüngeren (beide sind um die dreißig) Freunde Schossau und Schuster und der Notar Weihnöter; von den nicht Florstädtern gehören zu dieser Gruppe die Studierenden Katja Mohr und ihr Freund Benno Götz, Jeanette Adomeits Anwalt Valentin Halberstadt und mehr oder weniger auch eine entfernte Verwandte der Mohrs, Frau (Tante Lenchen) Novak. Letztere ist bei weitem keine Intellektuelle wie die anderen aus dieser Reihe, gehört aber mit ihrer ungehobelten, aber scharfsichtigen Kritik an der Besitzgier der Jeanette Adomeit und der Mohrs und mit ihrer politischen Inkorrektheit durchaus zu den Außenseitern. Der opportunistische Pfarrer Becker versucht zwar mit beiden Parteien gut Freund zu bleiben, gehört aber gerade damit im Grunde zu der kleinbürgerlichen Seite. Die einzige wirkliche Zwischenfigur ist Anton Wiesner, der sich geistig von der Kleinstadtwelt zu lösen versucht, ihr aber zugleich noch so sehr verbunden und den intellektuellen Gedankengängen eines Benno Götz so wenig gewachsen ist, daß er über diesen Versuchen in absolute Verwirrung gerät.

In der Gruppe der Kleinbürgerlichen gibt es zwar individuelle Widersprüche, diese Gruppe ist aber ziemlich einheitlich: Beschränktheit, Dummheit, Konsum- und Besitzgier sind die hervorstechenden Merkmale. Der Roman ist eben auch eine Satire auf das bundesdeutsche Provinzbürgertum. In der anderen Gruppe sind die individuellen Unterschiede viel größer. Und das hat alles mit dem Kernthema des Romans zu tun: Die bürgerliche Ordnung, in der den Vertretern dieser Ordnung alles sinnvoll und richtig erscheint, ist hohl und nichtig (»null und nichtig« seien die »Wahrheiten« seiner Schwiegertochter, sagt Adomeit ihr, S. 12), aber die Kritik an dieser Ordnung führt nicht unbedingt zu einer positiven Alternative. Genau das zeigen die großen individuellen Unterschiede in den Figuren der Außenseiter: Da gibt es sympathische Suchende, aber auch suizidgefährdete Zweifler und rücksichtslose Zyniker. Das zentrale Problem ist

die Frage, ob mehr als ein verzweifelter oder zynischer Nihilismus übrigbleibt, wenn der Halt einer festen und sinnvollen Ordnung verschwunden ist; ob es dann noch eine denkbare und lebbare Alternative gibt.

Dieses Problem wird gleich auf den ersten Seiten des Romans thematisiert. Schossau, einer der Freunde Adomeits, geht nach den Geschehnissen der drei Pfingsttage durch den Wald und weiß nicht, wo ihm der Kopf steht. Die Welt hat für ihn jede Festigkeit verloren: »Es ist, hat Schossau gesagt, als sei allem etwas entzogen worden, wie durch einen chemischen Vorgang, eine Substanz, die *nicht mehr* in den Dingen vorhanden sei, obgleich sie doch eigentlich in ihnen vorhanden sein müßte.« (S. 7) Schossau ist sich zugleich dessen bewußt, daß dieses Gefühl des Verlusts nur ein Gefühl des Beobachters ist, daß nichts darauf hindeutet, daß es je so etwas wie eine feste Substanz in den Dingen gegeben habe. Die Schlußfolgerung, die er daraus zieht, ist ein Satz, der im Roman leitmotivisch einige Male wiederholt wird: »Meine Gedanken legen den Dingen keinerlei Notwendigkeit auf.« (S. 7)<sup>40</sup> Daß die Verzweiflung über eine derartige Erkenntnis- und Sinnproblematik tatsächlich den Rahmen des ganzen Romans bildet, belegt endgültig der letzte Satz des Romans. Von Schossau war einige Male als dem »Antragsteller« (bei der Allgemeinen Ortskrankenkasse in Friedberg) die Rede gewesen,<sup>41</sup> ohne daß deutlich war, worauf sich das genau beziehen könnte. Nun heißt es am Schluß des Romans, daß Schossau im Wetterauer Anzeiger neben dem Artikel über den »vermeintlichen Amoklauf« Anton Wiesners (am Wäldchestag) auch einen Artikel über Kuren der Krankenkasse gelesen habe. Die Überschrift des Artikels lautet: »AOK-Kuren: Existenzen neuen Sinn geben« (S. 315). Liest man im Zusammenhang damit die Vorbemerkung zum Roman (S. 5): »Zur Vorlage an die Kommission zur Bewilligung von Kuren auf Beitragsbasis der hiesigen Kassenstelle«, so wird klar, daß hier – mit der nötigen Ironie – der ganze Roman zum Antrag auf eine solche Kur erklärt wird.

Um Sinngebung handelt es sich also. Dabei sind diejenigen, für die der Sinn unproblematisch und selbstverständlich ist, die Florstädter Bürger, gerade ein wichtiger Teil des Problems. Eben hier ist der wahre Nihilismus zu finden. Mit einer Formulierung Adornos: »Nihilisten sind die, welche dem Nihilismus ihre immer ausgelaugteren Positivitäten entgegenhalten, durch diese mit aller bestehenden Gemeinheit und schließlich dem zerstörenden Prinzip selber sich verschwören.«<sup>42</sup> Das Mittel der Florstädter gegen die Qual der Sinnlosigkeit ist nur »Gerede«; dieses Mittel *ist* aber gerade die Qual. Zu genau dieser Einsicht kommt Benno Götz, der Freund Katja Mohrs (und für die Florstädter »der Südhesse«). Er ist seiner Freundin aus nicht ganz ersichtlichen Gründen nach Florstadt nachgefahren und ist im Roman nun der eigentliche nihilistische Theoretiker. Er analysiert – ganz im Sinne der von Maier in seinen Poetikvorlesungen vorgestellten Sprachtheorie von Carlo Michelstaedter – die heutige Gesellschaft als

eine Ansammlung von leere Worte dreschenden Personen: »Aber sie haben sich darauf geeinigt, daß alle so reden, sie haben eine Art von Nichtangriffspakt geschlossen, die ganze Gesellschaft hat diesen Nichtangriffspakt geschlossen, tust du mir nichts, dann tu ich dir nichts, also bin ich freundlich, so daß du auch freundlich bist, und am Ende bleibt nur die Maske, unter der die Menschen so nichtig geworden sind, so leer . . . Reiß die Maske herunter, und du siehst – nichts.« (S. 149) Dabei nimmt er sich selbst keineswegs davon aus: »Und wenn ich selbst ein solches Nichts bin?« (S. 149) Benno Götz versucht dem allgemeinen ›Gerede‹, das sich um logische Widersprüchlichkeiten nicht kümmert, mit jugendlicher Radikalität ein streng logisches Denken entgegenzusetzen: »Und wenn ich dieses Nichts, also mich, angreife, ist dann etwas geschehen? Ist etwas geschehen, wenn ein Nichts, also ich, Hand an ein Nichts legt? Das sei vielleicht ein überaus logisches Problem.« (S. 149) In deutlicher Anlehnung an Dostojewskis Romanfigur Kirillow sinniert Benno hier und an anderer Stelle über die Frage, ob ein Selbstmord nicht der einzig mögliche Beweis für die Existenz eines Ichs wäre: »Und am Ende redet ihr alle von eurem Ich, obgleich es für euch nie vorhanden war, weniger noch als das Bier. Weniger als die Mädchen. Es war nie bewiesen, es gibt allerdings einen Beweis. I . . . I Der Beweis sei, die Pistole an den Kopf zu setzen und abzudrücken. Erst das sei der Beweis.« (S. 184 f.) Für die Florstädter Jugendlichen sind solche Überlegungen auch nur ›Gerede‹ (S. 186): »Ein anderer: Reden könne jeder. Wiesner: Genau, reden könne jeder. Aber er, der Südhesse, rede ja auch nur, andauernd rede er, I . . . I.« (S. 186).

Wenn Benno Götz also versucht, etwas zu *beweisen*, durch logisches Denken dem sinnleeren Gerede zu entkommen, bleibt für ihn nur die Alternative, sich umzubringen oder eben selber auch Teil dieses Geredes zu bleiben. Ab und zu scheint ihm dieses Problem der streng logisch-sprachlichen Rationalität selber auch bewußt zu sein, und er ist dann auf dem Weg zu entdecken, daß es auch andere Möglichkeiten gibt. In solchen Augenblicken formuliert er Einsichten, die möglicherweise einen Ausweg aus diesem Dilemma bedeuten könnten. Und dieser Ausweg hat eher mit mystischer Erleuchtung als mit logischer Sprache zu tun. In einem Gespräch mit Anton Wiesner versucht er, solche Einsichten auszusprechen und verheddert sich dabei notwendigerweise so sehr in Paradoxen, daß das Ganze vor allem komisch wirkt. Aber gerade in dieser Komik kommt er der Maierschen ›Wahrheit‹ wohl am nächsten. »Alle halten alles für so einfach, dabei sei alles völlig kompliziert, und wenn das alle sähen, wenn sie diese Kompliziertheit sähen, die ja nur deshalb da ist, weil alle meinten, es sei alles so einfach, dann, ja dann wäre wirklich alles einfach, denn in Wirklichkeit gibt es nur die Einfachheit, davon sei er, der Südhesse, schon lange überzeugt. I . . . I Ich sehe vielmehr alles jetzt sehr deutlich. Es kommt auf *alles* an, und *alles ist egal*. Alles ist gleich. Es hat mit dem, was ich sage, nichts zu tun. Mit keiner Sprache hat es etwas zu tun. Es gibt kein Ja und Nein.« (S. 156)



Daß ein solches logisches Stammeln bei aller Hilflosigkeit dennoch eher eine mögliche Alternative zum nichtigen Gerede der Bürgerwelt bieten könnte als streng rationales Sprechen und Denken, zeigt die Person Valentin Halberstadt, der Anwalt Jeanette Adomeits. Halberstadt erweist sich als rücksichtsloser, menschenverachtender Zyniker. Er vertritt einen illusionslosen, streng logischen Materialismus: »Nur die Zahl und die Naturwissenschaft« (S. 196) läßt er gelten. Moral und Mitleid gelten ihm als Unsinn, Krankenhäuser sollte man abschaffen. Er ist wie der verstorbene Adomeit in der Bürgerwelt ein Außenseiter, wirft aber Adomeit Mangel an Konsequenz in der Ablehnung bürgerlicher Anschauungen vor: Dieser habe noch ein Jesuskreuz in der Wohnung hängen, habe sogar seine Kirchensteuer bezahlt, obwohl er nie in die Kirche ging, und er habe sich sogar fürsorglich mit Vögeln beschäftigt. Aber, so Halberstadt: »Die Vögel machten nur Lärm. Und Dreck. Ekelhaft seien sie, die Vögel. Hm, unschuldig, es ist bestimmt die Unschuld, weswegen die Leute so vernarrt in Vögel seien, denn Vögel hätten so etwas Unschuldiges. Die Leute seien immer in Unschuldiges vernarrt. Die Vögel, die jungen Mädchen, die kleinen Kinder, alles dasselbe. Oh, wie dumm das alles sei.« (S. 194) Der Nichtigkeit der Bürgerwelt wird hier nur ein anderer Nihilismus gegenübergestellt. Und auch hier dient die Sprache, nun als sogenannt schonungslose Logik, nicht wirklich zum Aufdecken einer Wahrheit, sondern zum Verdecken von Verletzungen durch das Leben. Dieser Nihilismus wirkt angestrengt: Halberstadt schimpft so lautstark über die Verehrung der Unschuld, weil er ein Mädchen, das ihm als Siebzehnjährigem als der Inbegriff der Reinheit und der Unschuld vorgekommen war, nie hat bekommen können (S. 197). Deswegen äußert er sich auch so unsicher und unzusammenhängend über Katja Mohr, die ihm als »unschuldig« (S. 198) erscheint – und wehrt sich zugleich gegen die ihn bedrohenden Gefühle: »Die Unschuld, die gehöre weg, die sei anmaßend. Wieder habe er gelacht. Sie heiße Katja, aber das sei völlig gleichgültig, es langweile ihn.« (S. 198)

Es gehört zur inneren Logik des Romans, daß gerade diese Katja, deren Existenz Halberstadt offenbar beunruhigt, nicht nur das Konsumdenken ihrer Eltern kritisiert und die Bedürfnislosigkeit des verstorbenen Adomeit preist, sondern auch ausdrücklich logische Sprache und Glück voneinander trennt. Als sie an ihren Freund Benno denkt und sich nach ihm sehnt, fällt ihr zugleich auf, »daß es für sie absolut unmöglich sei, sich auch nur einen schlüssigen Gedanken über ihn zu machen« (S. 159). Und das Glücksgefühl, das sie dabei überfällt, hat nichts mit dem »Glücksprogramm« (S. 159) ihrer Eltern zu tun, es ist »ohne Grund« (S. 159). Als sie darüber, auch »ohne jeden Grund« (S. 160) weint, und der ihr noch unbekannte Anton Wiesner sie fragt, was denn mit ihr los sei, antwortet sie: »Nichts, was einer Erklärung bedürfe.« (S. 160) Und als sie im weiteren Gespräch mit Anton Wiesner über ihre geldgierige Verwandtschaft spricht, sagt sie zugleich, daß »alle diese Gedanken l. . . in keiner Weise notwen-

dig [seien]« (S. 162). Es gebe »keinerlei Notwendigkeit, die Dinge überhaupt richtig zu sehen« (S. 162). Die Formulierung Schossaus auf der ersten Romanseite, daß seine Gedanken den Dingen »keinerlei Notwendigkeit« (S. 7) auferlegten, wird hier ins Positive gewendet.

All diese Probleme, die Suche nach einer Alternative für das leere Reden und Konsumieren der bestehenden Gesellschaft, die dagegen gehaltenen, aber genauso ins Nichts mündenden logischen Gedankenreihen, finden ihren stärksten – und komischsten – Ausdruck in der Figur Anton Wiesners. Er steht genau zwischen beiden Welten: Er wohnt noch bei seinen Eltern, hat noch eine Freundin aus Florstadt, versucht aber mit allen möglichen Mitteln, dem normierenden Druck der kleinbürgerlichen Welt zu entkommen. Als seine Florstädter Freundin Ute ihm sein unvorhersehbares, einmal anhängliches, dann wieder ablehnendes Verhalten ihr gegenüber zum Vorwurf macht und das in ihrer Hilflosigkeit nicht anders formulieren kann als in dem Satz: »Das sei doch nicht normal, wie er sich verhalte« (S. 70), reagiert er wütend: »Normal, normal! Er lasse sich nicht normieren. Er könne dieses Wort *normal* nicht hören.« (S. 70) Dabei weiß er, auch im weiteren Verlauf des Romans, wo sich ähnliche Szenen wiederholen, im Grunde genau, wie sehr Ute recht hat mit ihrem Vorwurf.<sup>43</sup> Aber dieses Gefühl wird sofort wegrationalisiert. Als Ute zu weinen anfängt, sagt er, daß sie ihn damit nicht beeindrucken könne, weil er »ein *argumentierender* Mensch« sei (S. 70, Hervorhebung im Original).

Genau da aber liegt, wie bei Benno Götz, sein Problem. Der fortwährend argumentierende Benno Götz entdeckt allmählich, daß die streng logische Sprache, eine Sprache, die beweisen will, keine Alternative bietet. Auch Anton Wiesner wird im Verlauf der drei Tage eine solche Erfahrung machen, ist aber am Anfang noch weit davon entfernt. Gegen das jeder Logik entbehrende Gerede der Florstädter verlangt er Konsequenz: »Nichts sei ihm so wichtig wie Konsequenz. Auch wenn niemand und nichts konsequent sei, er, Wiesner, sei konsequent, das habe er sich ein für allemal geschworen.« (S. 140) Auch wenn über Liebesdinge gesprochen wird, will er logisch argumentieren. So spricht er (in einem Gespräch über die Frage, weshalb man sich zu einem Mädchen hingezogen fühle) von der »absoluten! Notwendigkeit« (S. 203) einer Schlußfolgerung: »Wiesner sei von seiner Schlussfolgerung hingerissen gewesen und habe Lust gehabt, weiter in irgendwelchen syllogistischen Gedankengängen fortzufahren, die ihm allesamt überaus wissenschaftlich vorgekommen seien.« (S. 203)

Wie Benno Götz macht er dann am Ende die Erfahrung, daß das Argumentieren eben noch zum ›Gerede‹ gehört, daß sein ganzer bisheriger Widerstand gegen die Kleinbürgerwelt genau so hohl und nichtig ist wie diese selbst. Seine Reisepläne und sein Fliegen verkörpern nur eine Scheinfreiheit, bedeuten nur eine etwas andere Art des Konsumierens, wie seine Logik und seine ›Konsequenz‹ nur eine andere Art des das Wesentliche verdeckenden Redens sind.

Nach einer durchwachten Nacht taucht er in verwirrtm Geisteszustand (und mit den Zügen einer Christus-Figuration<sup>44</sup>) am Krankenhausbett der Haushälterin Adomeits auf, redet von der Jungfrau Maria und rückt nun von der »absolute[n] Wahrheit« (S. 285) der Naturwissenschaft ab. Seine verwirrten Äußerungen sehen den bewußter formulierten Paradoxen von Benno Götz gar nicht so unähnlich: »Ich weiß jetzt, daß gar nichts ist. Nichts. Und daß alles ist, was es ist, und niemand etwas darüber weiß, weil man nämlich nicht darüber nachdenken kann.« (S. 287)

Nach diesem Auftritt und im selben verwirrten Zustand geht Anton Wiesner zum geschlossenen Flughafen, zerschießt mit der nachts im Wald gefundenen Pistole<sup>45</sup> das Schloß in der Tür zum Flugturm, bricht dort einen Schreibtisch auf, findet darin erotische Heftechen, empfindet seinen Jugendtraum vom Fliegen nun als »lächerlich« und sehr »fern« (S. 299) und fliegt illegal eine letzte Runde. Danach geht er zum Hof der Eltern seines Freundes Kurt Bucerius und gerät auf dem Weg zu seinem Freund ins Ehezimmer der Eltern. Und hier erlebt er, wenn auch nur in einem kurzen Augenblick, seine große Erleuchtung: »Er habe für eine Weile in diesem Zimmer herumgestanden, alles das sei ihm natürlich, notwendig und sogar gut und schön erschienen, das unordentliche Bett, der Geruch, die vielen Kissen, [...] als müsse alles aus irgendeiner inneren Notwendigkeit heraus genau so sein, wie es sei. Plötzlich seien ihm die erotischen Heftechen aus dem Tower eingefallen. Diese hätten lediglich nach Druckfarbe gerochen. Die erotischen Heftechen hätten eine völlige Gegenwelt zu diesem Zimmer der Buceriuseltern dargestellt, ein Nichts gegen ein Alles, ein Zufall gegen eine Notwendigkeit, genauso überflüssig wie der ganze Tower, wie dieser ganze Flughafen und überhaupt alle diese Leute, die etwas mit dem Flughafen zu tun haben . . . diese ganze Fliegerei ist wirklich überaus dümmlich . . . als hätten sie alle etwas vergessen, diese Leute dort . . . etwas vergessen, und zwar etwas, was genau hier in diesem Zimmer enthalten ist . . . und weil sie es vergessen haben, machen sie diesen ganzen Aufwand. Überall in der ganzen Welt.« (S. 304)

Diese Gedanken kommen Anton Wiesner wie »Erleuchtungen« (S. 305) vor, wie ein »Rausch der Erkenntnis und der Wahrheit« (S. 305). Hier glaubt er für einen Augenblick die »Notwendigkeit« zu finden, die von Schossau schon auf der ersten Seite des Romans vermißt wurde. Natürlich sind das alles Spinnereien eines verwirrten und übernächtigten Jugendlichen, der sich in einer Liebes- und Identitätskrise befindet; er hat diese Gedanken »drei Minuten später schon nicht mehr verstanden« (S. 304) und weiß in den Augenblicken danach schon nicht mehr, ob all seine Erlebnisse nicht nur »Zufall« und Einbildung seien (S. 309). Aber wie sehr Anton Wiesners neue Einsichten auch durch die Tragikomik seiner Figur relativiert und ironisiert werden, ungültig werden sie dadurch nicht. In seinem Entwicklungsgang spiegelt sich die ganze Denkbewegung

des Romans: Die gefestigte und genormte Kleinbürgerwelt ist mit ihrem leeren Gerede und ihrem sinnlosen Konsum die Nichtigkeit selber. Dem mittels anderer Arten des Konsums wie Fliegen oder Weltreisen entfliehen wollen, bedeutet Scheinfreiheit, ist genauso nichtig. Und das gilt auch für den anderen Versuch, sich der Welt des dummen Geredes zu entziehen: das streng logische Argumentieren. Das führt zu einem Nihilismus, der, wie bei Halberstadt, in kaltem Zynismus endet oder zu Suizid als einzigem Ausweg führt: zu der Pistole. Anton Wiesner überwindet beides, er gibt am Ende seine Chinapläne auf, zerreißt seinen Flugschein, versucht sich nicht mehr in einer krampfhaften Logik, wirft die Pistole weg.<sup>46</sup> Und in der Vision im elterlichen Schlafzimmer auf dem Buceariushof scheint sogar etwas von einer möglichen Alternative auf: es ist die sprachlose Vision einer einfachen, bodenständigen Welt, in der die gefestigte Liebe den Gegensatz bildet zu der Welt der Erotikheftchen, des Fliegens, des Redens. Die absolute Ablehnung der bürgerlichen Welt wird hier zurückgenommen. Aber natürlich äußern sich hier vor allem die Sehnsüchte eines höchst verwirrten Adoleszenten, der sich danach auf dem Wäldchesfest möglichst schnell wieder betrinkt und allen Leuten mit dem Schießbudengewehr einen Schreck einjagt; eine erwachsene, leb bare Alternative bietet Anton Wiesner noch längst nicht.

Das bleibt einer anderen Figur vorbehalten, der Figur – und das ist ein wesentliches Element der Form des Romans –, die selber im Roman nicht mehr reden kann, weil sie am Anfang der Handlung schon gestorben ist: Sebastian Adomeit. Weil man ihn nur kennenlernt durch das, was andere über ihn sagen, bleibt er eine Art Leerstelle, die gerade dadurch zum positiven Fluchtpunkt des Romans werden kann.<sup>47</sup> Er ist mehr oder weniger das erwachsene Pendant zu Benno Götz und Anton Wiesner, genauso scharf die bestehende Ordnung kritisierend, aber ohne deren jugendlichen und machmal schwärmerischen Absolutismus. Er hat früher eine Zeitlang größere Reisen gemacht (S. 59), hat als Ornithologe an verschiedenen Büchern zur Vogelkunde mitgeschrieben (S. 101), hat sich dann aber aus jeder Berufstätigkeit zurückgezogen und lebt seitdem in dem Haus, wo er geboren war und in dem er nun auch gestorben ist. Für die Florstädter ist er vor allem ein unverständlicher Kauz, ein »Spinner« (S. 28, 31), der seine Zeit mit dem Beobachten von Vögeln und Flüssen, also, nach dem Urteil der meisten seiner Mitbewohner, mit unnützem Nichtstun verbringt.

Adomeit ist tatsächlich ein Außenseiter: Er nimmt am System der modernen Welt, am System des Konsums und des materiellen »Fortschritts«, so wenig wie möglich teil. Er verabscheut den überflüssigen Sportflugplatz, ist gegen die fortwährenden Straßenbauten, geht nicht mehr zur Wahl, baut nicht fortwährend sein Haus um, reist nicht, zahlt in keine Rentenkasse ein, ist nicht in einer Krankenversicherung und weigert sich, eine Lungenentzündung mit »modernen« Mitteln behandeln zu lassen. Er lebt so sparsam, daß er nicht zu arbeiten braucht und von den Einnahmen aus der Vermietung des Untergeschosses sei-

ner Wohnung leben kann. Auch er entlarvt gern das unlogische Gerede der Florstädter<sup>48</sup>, aber er hat offenbar nicht den Drang, nun selber alles in einer streng logischen Sprache durchdenken zu wollen – was Benno Götz und Anton Wiesner in die Verzweiflung zu treiben droht und was Valentin Halberstadt zu seinem zynischen und lieblosen Nihilismus führt. Adomeit verkörpert im Roman so etwas wie eine positive Antwort auf die Frage, die Maier in seinen Poetikvorlesungen fortwährend umkreist: ob es denn ein gutes – bei Maier: ›wahres‹ – Leben im falschen geben könne.

Der Versuch, Adomeits Lebenshaltung einigermaßen in Worte zu fassen, wird im Roman dem sympathischen Notar Weihnöter überlassen, einem guten Bekannten von Adomeit, der öfters mit ihm einen Spaziergang machte oder sich im Café mit ihm unterhielt. In einem Gespräch mit Schuster nennt er die Person Adomeit »ein ungeheuer kompliziertes Werk« (S. 59), das er noch längst nicht verstehe. Weihnöter versteht nicht, wieso Adomeit nicht aus dieser spießigen Wetterau weggehen wollte, wieso er in dieser Umgebung offensichtlich kein unglücklicher Mensch war. Adomeit wollte von der allgemeinen Florstädter Lebensweise nichts wissen, war aber auch kein Asket, und war auch nicht jemand, der »sein Leben durchrationalisiert« (S. 60) habe. Die Person Adomeits entzieht sich der Sprache: »Er, Weihnöter, habe kein Wort, das auf Adomeit zutrefte.« (S. 60) Und wenn er trotzdem versucht, Adomeit zu charakterisieren, betont er dessen Gleichgültigkeit gegenüber jeder theoretischen Stringenz. Nur in Widersprüchen kann Weihnöter sich über Adomeit äußern: er sei »ein ebenso chaotischer wie systematischer Mensch gewesen« (S. 61), habe Lebensregeln gehaßt, aber in gewisser Weise selber doch auch solche Lebensregeln gehabt, um »dem Leben gegenüber die eigene Hoheit nicht aufzugeben« (S. 60). Letzten Endes vergleicht Weihnöter Adomeits »Lebensführung« mit einem »Kunstwerk«. Die Grundfrage für Adomeit sei gewesen: »wie habe ich hier zu leben« (S. 62), und das Material für sein Leben als ›Werk‹ sei nicht terminologisch-begrifflich gewesen, »sondern schlicht und einfach sein Wetterauer Sein« (S. 62).

Adomeits Leben ist ein Hohn auf die bürgerliche Konsumwelt, er wahrt mitten in der Gesellschaft seine ›Hoheit‹ als ein eigenständiges ›Ich‹ – aber er setzt sich nicht wie Halberstadt (und tendenziell Benno Götz und Anton Wiesner) in einen absoluten Gegensatz zu dieser Welt; Adomeit geht nicht in die Kirche – aber das Kreuzifix seines Vaters läßt er hängen. Seine Ablehnung der Nichtigkeit der (klein)bürgerlichen Welt des Geredes und des Konsums endet nicht in einem anderen, verzweifelten oder zynischen Nihilismus, weil er zwar kritisieren, aber nichts endgültig beweisen will, nicht nach absoluter ›Notwendigkeit‹ oder ›Konsequenz‹ strebt. Sein Leben erscheint so wortlos, so unbegründet, so schwerelos und so unschuldig wie das Leben der Wesen, um die er sich als Ornithologe so liebevoll kümmert: der Vögel. Wenn der lokale Politiker Karl-Heinz Rudolf Adomeit einen »Nichtsnutz« nennt, zitiert der Pfarrer Becker das Mat-

thäus-Evangelium: »Sehet die Vögel am Himmel, sie säen nicht, sie ernten nicht, und Gott ernähret sie doch.« (S. 102). Dieses Matthäus-Evangelium wird von Maier in seinen Frankfurter Poetikvorlesungen direkt mit der Suche nach Wahrheit verbunden: »Ich bin nur ein Mensch auf der Suche nach Worten, die längst schon gefunden sind, die im Matthäusevangelium schon alle dastehen, in perfekten logischen Sequenzen, schärfer als Wittgenstein es je gekonnt hätte, eine erschöpfende Analyse dessen, warum wir falsch sind und warum wir dadurch schuldig werden vor allem und vor jedem, nämlich bloß kraft unseres wahrheitsfernen Tuns.«<sup>49</sup> Und Maier zitiert dann die Frage des Jünglings, der zu Jesus kommt und ihn fragt: »Was soll ich Gutes tun«<sup>50</sup> und schließlich zu hören bekommt: »Geh hin, verkaufe, was du hast, und gib dein Geld hin, so wirst du einen Schatz im Himmel haben«<sup>51</sup>, worauf der Jüngling betrübt davongeht und Jesus' Jünger – in der Darstellung Maiers – entsetzt reagieren: »Ja, wer kann *dann* selig werden, wenn so etwas von ihm gefordert wird? Keinen Strom mehr? Keine Kühlschränke? Keine Autos? Kein Geld? Keine finanzielle Sicherheit für in zwei Tagen? Ein Leben wie die Vögel?«<sup>52</sup> Dieses Leben in der ›Wahrheit‹, dieses unbeschwerte Leben ›wie die Vögel‹ wird im Roman ironischerweise als Möglichkeit angedeutet in der Person, über die der Leser am wenigsten mit Sicherheit weiß. Gerade in diesem Abwesenden scheint als utopische Möglichkeit auf, was Halberstadt so wütend verwirft: ein Leben in der Unschuld.

Die Figur Adomeit repräsentiert so etwas wie die Möglichkeit eines Lebens, das dem Nichts des kopflosen ›Geredes‹ und des falschen Konsums entkommt, das sich aber auch nicht durch die Illusion einer streng rationalen (und immer noch sprachlichen) Kritik in einen kalten und lieblosen Nihilismus verrennt – und sich gerade so eine kindliche Unschuld bewahrt, die Maier in seinen Poetikvorlesungen als ›Wahrheit‹ andeutet. Was dabei in den Vorlesungen vielleicht manchmal als ein wenig befremdender moralischer Rigorismus erscheinen mag, wird im Roman durch die Komik der Figuren und durch die Form der Wiedergabe von Gesprächen so sehr relativiert und ironisiert, daß der Leser von dem Ernst der Problematik vielleicht berührt, aber nie erdrückt wird.

In den beiden Romanen, die Maier nach *Wäldchestag* veröffentlicht hat, ändern sich die Thematik und die Personenkonstellation nicht wesentlich.<sup>53</sup> Dem leeren Gerede von (Klein)Bürgern aller Art steht ein fast ebenso leerer Wortschwall von jugendlichen, oft alkoholisierten Sinnsuchern gegenüber. Nur wenigen (Adomeit und Katja Mohr in *Wäldchestag*, Frank Kober und Anja Nagel in *Kirillow*) gelingt es, eine irgendwie lebbare Alternative zu finden.

Beide Romane sind expliziter politisch als *Wäldchestag*. Die herrschende Ordnung, die in *Wäldchestag* zwar auch satirisch als eine von lächerlich kleinstädtischer Konsum- und Besitzgier beherrschte Gesellschaft dargestellt wird, aber zugleich noch etwas provinziell Harmloses hat, wird hier schon deutlicher

zu einem ökonomischen System, das alles beherrscht und zunehmend eine lebbare Welt zerstört. Dabei gibt es in *Klausen*, anders als in *Wäldchestag*, keine wirkliche Alternative zum Nihilismus. Die ganze Gesellschaft, sowohl die (klein)bürgerlichen Ordnungshüter als auch deren Kritiker mit ihren ohnmächtigen Aktionen, geht im Nichts eines hohlen Geredes unter. Auch in *Kirillow* endet die politische Aktion (hier als Teilnahme am Protest gegen den Transport von atomarem Müll nach Gorleben) in einem unausgegorenen, von einem sogenannten Kirilowschen Manifest inspirierten ›Selbstmordattentat‹ – bei dem ausschließlich ein unschuldiger Mit-Aktivist tödlich verletzt wird. Aber zwei wirkliche Außenseiter, Frank Kober und seine Freundin, die beide weder zur giftigen Kleinbürgerwelt oder zur großbürgerlichen Politikerwelt gehören, noch an dem Gerede der radikalen Kritiker teilnehmen, haben hier eine vergleichbare Funktion wie Adomeit (und Katja) in *Wäldchestag*. »Wir machen gar nichts. Gar nichts machen, ist das einzige, was man tun kann«, sagt Anja kurz vor der Gorleben-Aktion (S. 301). Aber dieses ›nichts‹ ist kein leeres Nichts. Anja sagt zwar, daß von all der prinzipiellen Philosophiererei (in die bis vor einigen Jahren auch Frank Kober verstrickt war) »gar nichts« übrig bleibe, fügt aber gleichzeitig hinzu: »Es bleibt übrig, dass wir bei Frau Gerber bleiben.« (S. 301) So endet auch der Roman: Anja bleibt bis zum Tode der kranken Frau Gerber bei ihr im Krankenhaus (S. 349). Das ist – weit entfernt von den großen Worten – der einzige Sinn, der übrig bleibt.

Wie verhalten sich nun diese drei Romane Maiers zu der Tradition des literarischen Nihilismus? Setzen sie bestehende Traditionen fort, oder bringen sie etwas Neues? Beides scheint mir der Fall. Als erstes fällt auf, in welchem Maß diese Romane bekannte Themen aufgreifen. Wie viele der anfangs genannten Studien betonen, entsteht Nihilismus, sowohl als Theorie als auch als Lebensgefühl, immer in Verbindung mit etwas Absolutem – als Erfahrung des Verlusts dieses Absoluten. Und je stärker die Sehnsucht nach dem absoluten Ideal ist, desto größer ist die Enttäuschung und das Gefühl der Leere, wenn sich dieses Ideal als unerreichbar oder gar nicht existent erweist. Deshalb ist es oft gerade der Typ des Schwärmers, der für melancholische und nihilistische Stimmungen anfällig ist. So ist in letzter Zeit ausdrücklich auf den Zusammenhang von Schwärmertum, Melancholie und Nihilismus in Goethes *Werther* und *Faust* hingewiesen worden.<sup>54</sup> Dieser Zusammenhang wird auch schon in einem der ersten Romane, in denen das Thema des Nihilismus explizit in den Vordergrund tritt, in Tiecks *William Lovell*, dargestellt. Gerade der Schwärmer William endet in zynisch-verzweifeltm Nihilismus. Und noch im Werk Thomas Bernhards ist diese Verbindung ein zentrales Thema;<sup>55</sup> so ist es in der Erzählung *Midland in Stilfs* gerade der revolutionäre »Enthusiast«<sup>56</sup> Midland, der den Ort Stilfs für den »Idealzustand«<sup>57</sup> hält – wobei der Erzähler genau weiß, daß dieses

Stilfs »nichts«<sup>58</sup> ist, die »Vernichtung«<sup>59</sup> bedeutet. Eben diese Verbindung von Schwärmertum und Nihilismus durchzieht auch die Romane Maiers. Es sind jugendliche, in absoluten Kategorien denkenden Idealisten, die die Leere und die Hohlheit der (klein)bürgerlichen Gesellschaft aufdecken, zugleich aber selber auch durch ihre schwärmerische Absolutheit in den Sog eines selbstdestruktiven Nihilismus geraten.

Damit ist auch ein weiteres Thema, das in Nihilismusedarstellungen oft eine Rolle spielt, angesprochen: die Frage der Bindung oder Anpassung an die etablierte (das heißt meistens die bürgerliche) Gesellschaft. Es sind die »Schwärmer« des 18. Jahrhunderts, die kritisch sind, Anpassung verweigern, dadurch aber auch oft in Isolation geraten und in melancholische Depressivität zu versinken drohen.<sup>60</sup> Und um bei den eben schon genannten Textbeispielen zu bleiben: In *William Lovell* bringt Tieck, manchmal in einem etwas ironischen Ton<sup>61</sup>, explizit zum Ausdruck, daß man ohne ein gewisses Maß an bürgerlicher Gesetztheit einer nihilistischen Leere nicht entkommt. In Thomas Bernhards *Midland in Stilfs* symbolisiert die Lage von Stilfs, möglichst weit weg vom »Zivilistischem«<sup>62</sup>, anderthalb Jahrhunderte später noch dasselbe Problem. Bei Andreas Maier wird diese Problematik in aller Schärfe dargestellt. Die bürgerliche Gesellschaft selber ist ein sinnlos schwadronierendes und konsumierendes Nichts – aber wer sich in einen absoluten Gegensatz zu dieser Gesellschaft stellt, endet, sozusagen von der anderen Seite, in einem ähnlichen Nihilismus. Nur so schillernden Gestalten wie Adomeit in *Wäldchestag* gelingt es irgendwie, kritisch zu bleiben und dennoch eine Lebensmöglichkeit innerhalb der bestehenden Gesellschaft zu finden.

Mit solchen Themen schreibt Maier also alte Traditionen des literarischen Nihilismus fort. Auch die Sprachkepsis, die aus seinen Texten spricht, kann man als Teil einer größeren Tradition sehen. Daß in paradoxem Gestammel oder in bewußtem Schweigen mehr Wahrheit liegen könnte als in selbstzufriedenen Klischees oder in Versuchen, in streng logischer Sprache die Welt und das Leben zu bewältigen, ist etwas, worüber nicht nur Maier literarisch reflektiert. Aber die satirischen Darstellungsmittel, die Maier hier findet, die Bloßstellung des »Geredes« in den endlosen Wiedergaben von ebenso endlosen Gesprächen, scheinen mir durchaus neu zu sein: Hier wird auf groteske, aber sicherlich nicht unrealistische, auf zugleich sehr komische und erschreckende Weise sinnfällig, wie nichtig und vernichtend vieles im gesellschaftlichen Miteinander einer heutigen Alltagswelt sein kann.

Was mir schließlich wirklich neu an der Maierschen Nihilismusvariante erscheint, ist die Einbeziehung des ökologischen Denkens. Natürlich ist der Gedanke, daß die rational-wissenschaftliche Entwicklung unserer Zivilisation verheerende Folgen haben kann, nicht neu. Von frühromantischen Überlegungen bis Adornos Dialektik oder bis zur poststrukturalistischen Kritik ist dies ein



bekanntes Thema. Aber der verzweifelte Gedanke, daß die einfache Tatsache unserer Existenz in einer Wohlfahrtsgesellschaft nichts anderes als die Vernichtung der Erde bedeuten kann, daß nur eine Selbstausslöschung des Menschen die Rettung der Welt bedeuten könnte, ist eine Variante von nihilistischem Denken, die wohl erst in einer Zeit des wachsenden ökologischen Bewußtseins mit einer solchen Vehemenz zum Ausdruck kommen konnte.

So wird hier in literarischer Form das alte Problem des Nihilismus neu gestaltet. In literarischer Form, also gespeist mit Bildern aus einer konkreten Lebenswelt. Das bedeutet gegenüber den philosophischen Überlegungen, wie sehr diese auch einen wichtigen Nährboden für die literarische Darstellung bilden mögen, einen wesentlichen Vorteil: Die dargestellte Thematik bekommt nicht nur konkrete, anschauliche Lebensinhalte, sie wird dadurch auch weniger eindimensional, sie wird komplexer, paradoxer – bei Maier auch komischer. Das ist einerseits erleichternd, nimmt dem Ganzen etwas von der erdrückenden Schwere, die auch Maiers eigenen Überlegungen in den Poetikvorlesungen noch anhaftet. Andererseits ist es gerade die konkrete Darstellung der Gesellschaft, die beunruhigend wirkt: Die kompromißlosen Kritiker mögen oft rechthaberische, haltlose Sucher sein, das bedeutet nicht, daß sie prinzipiell Unrecht haben; im Gegenteil, die Darstellung der von ihnen kritisierten Alltagsgesellschaft bestätigt in vielen Hinsichten ihre Kritik. Und die sympathischen Alternativen, wie sie etwa in Adomeit (*Wäldchestag*) oder Frank Kober (*Kirillow*) dargestellt werden, bleiben innerhalb des Ganzen eher hilflose Randerscheinungen.

#### Anmerkungen

- 1 Hans-Jürgen Gawoll: *Nihilismus und Metaphysik. Entwicklungsgeschichtliche Untersuchung vom deutschen Idealismus bis zu Heidegger*, Stuttgart-Bad Canstatt, 1989, S. 23.
- 2 Panajotis Kondylis: *Die Aufklärung im Rahmen des neuzeitlichen Rationalismus*, München 1986, S. 493.
- 3 Jacobi an Fichte, in: *Nihilismus. Die Anfänge von Jacobi bis Nietzsche*, eingeleitet und hg. von Dieter Arendt, Köln 1970, S. 116.
- 4 Friedrich Nietzsche: *Werke in drei Bänden*, hg. von Karl Schlechta, 6. Aufl., München 1969, Bd. III, S. 557.
- 5 Siehe zum Beispiel *Enzyklopädie Philosophie*, hg. von Hans Jörg Sandkühler, Hamburg 1999, S. 947 ff.
- 6 Karina Gómez-Montero: *Sinnverlust und Sinnsuche. Literarischer Nihilismus im deutschsprachigen Roman nach 1945*, Köln-Weimar-Wien 1998, S. 13.
- 7 Natürlich gibt es in der Literatur aus den vorhergehenden Perioden auch schon verzweifelte Auseinandersetzungen mit der Frage nach Sinn und Sinnlosigkeit. Dabei ist vor allem an die Melancholie-Darstellungen im 17. und 18. Jahrhundert zu denken. Aber der Unterschied zum Nihilismus besteht darin, daß der erfahrene Sinnverlust eher individuell ist, nicht absolut; daß der Welt- und Daseinsekel der Melancholiker »nach wie vor in einer Totalität aufgehoben list[, deren Sinnhaftigkeit

- selbst kaum bezweifelt wird.« (Thomas Immelmann: *Der unheimlichste aller Gäste. Nihilismus und Sinndebatte in der Literatur von der Aufklärung zur Moderne*. Bielefeld 1992, S. 39).
- 8 Auf Monographien und Aufsätze zu einzelnen Autoren gehe ich hier nicht ein.
  - 9 Dieter Arendt: *Der ›poetische Nihilismus‹ in der Romantik. Studien zum Verhältnis von Dichtung und Wirklichkeit in der Frühromantik*, Bd. I und II, Tübingen 1972.
  - 10 Walter Hof: *Pessimistisch-nihilistische Strömungen in der deutschen Literatur vom Sturm und Drang bis zum jungen Deutschland*, Tübingen 1970; ders.: *Der Weg zum heroischen Realismus. Pessimismus und Nihilismus in der deutschen Literatur von Hamerling bis Benn*, Bebenhausen 1974.
  - 11 Hier spielt der Unterschied zwischen einem ›passiven‹ und einem ›aktiven‹ Nihilismus bei Nietzsche eine wichtige Rolle.
  - 12 Bruno Hillebrand: *Ästhetik des Nihilismus. Von der Romantik zum Modernismus*, Stuttgart 1991.
  - 13 Thomas Immelmann: *Der unheimlichste aller Gäste. Nihilismus und Sinndebatte in der Literatur von der Aufklärung zur Moderne*, Bielefeld 1992.
  - 14 Roland Duhamel: *De rand van gruwen. Over het nihilisme*. Leuven-Apeldoorn 2002 (deutsch: *Die Decke auf den Kopf. Versuch einer Deutung des Nihilismus*, Würzburg 2006).
  - 15 Thomas Immelmann macht den Versuch, mit Hilfe der poststrukturalistischen Sprachkritik die Geschichte des literarischen Nihilismus aufs neue aufzurollen. Das Fruchtbare daran ist, daß der sprachliche Aspekt der literarischen Nihilismusedarstellung in den Vordergrund gerückt wird und so der innere Zusammenhang der literarischen Moderne – bis hin zur Postmoderne – deutlich wird. Die Gefahr ist, daß sich der theoretische Blickwinkel allzusehr auf die dekonstruktive Sprachanalyse einengt, so daß Immelmann den ganzen Nihilismus als »die Bewußtwerdung der Hinfälligkeit von Sinn gerade aufgrund der Differenz von Signifikanz« definieren und ihn aus dieser Perspektive etwas vereinfachend zu einer »Vorgeschichte der Dekonstruktion« erklären kann. (Immelmann: *Der unheimlichste aller Gäste*, S. 238).
  - 16 Albrecht Wellmer: *Zur Dialektik von Moderne und Postmoderne: Vernunftkritik nach Adorno*, Frankfurt/Main 1985, S. 55.
  - 17 Daß das auch einen Verzicht auf utopisches Denken und damit auf die Möglichkeit einer wesentlich kritischen Haltung gegenüber der Gegenwart bedeuten könnte, ist der Kern der Kritik von Karen Carr am postmodernen Denken von Richard Rorty. (Karen L. Carr: *The Banalization of Nihilism: Twentieth-Century Responses to Meaninglessness*, New York 1992.) Eine ähnliche Kritik spricht aus den Formulierungen Bruno Hillebrands, wenn es über die Gegenwart heißt: »Heute muß Sisyphos ohne Stein leben, ohne Götter, ohne Auftrag. Er arbeitet nicht mehr. I . . . J Das ist die Endphase des Nihilismus: die eingestellte Revolte, die erstickte Hoffnung, die vergessene Hoffnung.« (Hillebrand: *Ästhetik des Nihilismus*, S. 54).
  - 18 Ingomar von Kieseritzky: *Das Buch der Desaster. Roman*, Stuttgart 1988.
  - 19 Ingomar von Kieseritzky: *Kleiner Reiseführer ins Nichts. Roman*, Stuttgart 1999.
  - 20 Kieseritzky: *Das Buch der Desaster*, S. 214.
  - 21 So gibt es auch Autoren – wie etwa Heiner Müller –, die postmoderne Schreibweisen und nihilistische Thematik verbinden, ohne daß von einem untragischen ›fröhlichen Nihilismus‹ die Rede sein könnte. Und viele Texte von Thomas Bernhard nehmen hier mit ihrer tragikomischen Schimpfphorik eine nicht so einfach zu verortende Zwischenstellung ein.
  - 22 Gómez-Montero: *Sinnverlust und Sinnsuche*, S. 31.
-

- 23 Juli Zeh: *Spieltrieb. Roman*, Frankfurt/Main 2004.
- 24 Andreas Maier: *Wäldchestag. Roman*, Frankfurt/Main 2000; *Klausen. Roman*, Frankfurt/Main 2002; *Kirillow. Roman*, Frankfurt/Main 2005. Maiers vierter Roman, *Sans-souci*, Frankfurt/Main 2009, ist erst nach der Abfassung dieses Manuskripts erschienen.
- 25 Siehe Anmerkung 53.
- 26 Eine Analyse von Maiers Dissertation über das Werk von Thomas Bernhard im Zusammenhang mit möglichen Einflüssen von Bernhards Erzählformen und Erzählstil auf das Schreiben von Maier (worauf in vielen Kritiken schon hingewiesen wurde) und ein Vergleich in bezug auf nihilistische Thematik bei beiden Autoren muß weiterer Forschung vorbehalten bleiben.
- 27 Andreas Maier: *Ich. Frankfurter Poetikvorlesungen*, Frankfurt/Main 2006.
- 28 Andreas Maier, Anne Weber: *Mainzer Poetik-Dozentur 2003*, Stuttgart 2004, S. 11. Michelstädter, geboren 1887, studierte im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts in Florenz griechische Literatur und Philosophie (etwa dieselben Fächer wie Maier), schrieb als Abschluß dieses Studiums eine Doktorarbeit, die er 1910 fertigstellte, wonach er am nächsten Tag Selbstmord beging. Diese auf italienisch geschriebene Dissertation liegt inzwischen auch in deutscher Sprache vor: Carlo Michelstaedter: *Überzeugung und Rhetorik*, Frankfurt/Main 1999. Es ist eine literarisch-philosophische Abhandlung, die – nicht unüblich für das erste Jahrzehnt im 20. Jahrhundert – in kulturkritischer Absetzung gegen traditionelle Philosophie und wissenschaftliche Zivilisation und nah an nihilistischen Positionen von Schopenhauer und Nietzsche nach einer nicht-religiösen, lebensnahen Wahrhaftigkeit und Eigentlichkeit sucht. Vorbilder sind ihm dabei vorsokratische Philosophen, die Figur Sokrates und die griechischen Tragödiendichter.
- 29 *Mainzer Poetik-Dozentur*, S. 11.
- 30 Ebd., S. 96 f.
- 31 Ebd., S. 95.
- 32 Ebd., S. 125.
- 33 Die Verwandtschaft der Formulierungen Maiers mit mystischen Positionen ist unüberhörbar. Nicht umsonst fängt seine Mainzer Poetikvorlesung mit einem Hinweis auf Meister Eckhart an: »Für den mittelalterliche Theologen Meister Eckhart gibt es nur eine Weise, zu Gott zu kommen. Es ist die Weise der Weiselosigkeit.« *Mainzer Poetik-Dozentur*, S. 5.
- 34 *Ich*, S. 27.
- 35 Ebd., S. 29 und passim.
- 36 Ebd., S. 70.
- 37 Ebd., S. 109.
- 38 Diese Erzähltechnik wird am Anfang sehr streng gehandhabt, später wird etwas lockerer damit umgegangen. Im ersten Teil gibt es nur einen Berichtstatter (Schossau), im zweiten Teil wechseln die Berichtstatter immer häufiger, und von etwa Seite 200 an wird es oft unendlich, wer nun eigentlich der jeweilige Berichtstatter ist. So werden zum Beispiel regelmäßig nicht ausgesprochene Gedanken von mehreren Personen wiedergegeben, ohne daß deutlich ist, von wem der Erzähler diese Gedanken erfahren haben kann.
- 39 *Ich*, S. 69.
- 40 Ebenso S. 55, 111, 241. Auf S. 241 nennt Schossau diesen Satz »cartesianisch« – wohl wegen des Zusammenhangs mit dem Substanz-Begriff.
- 41 S. 157, 241/242.

- 42 Theodor W. Adorno: *Negative Dialektik*. Frankfurt/Main 1966, S. 372.
- 43 Ute durchschaut genau seine im doppelten Sinn ungerechte Eifersucht: Weder ist sie ihm untreu, noch hat er, der sich selber fortwährend nach anderen Mädchen umschaut, ihr etwas vorzuwerfen (S. 71-77).
- 44 Die Christusfiguration, die hier bei Anton Wiesner angedeutet wird, wird im Fall von Julian Nagel in *Kirillow* explizit thematisiert.
- 45 Daß es die Pistole von Benno Götz sein muß, wird erst auf Seite 309 deutlich, wenn vom weißen Tuch und dem Baum die Rede ist.
- 46 Ob auch der von den Umstehenden falsch verstandene Auftritt Anton Wiesners auf den Schlußseiten des Romans, wo er »beweisen« (S. 315) will, daß das Schießbudengewehr nicht echt ist, als eine Art Widerlegung des Kirillowschen Ich-Beweises durch Selbstmord, von dem Benno Götz sprach (S. 184 f.), aufgefaßt werden kann, scheint mir nicht so ganz deutlich.
- 47 Natürlich nicht in den Gesprächen der Florstädter Kleinbürger, die ihn abwechselnd für einen Nationalsozialisten, einen Demokraten, einen Monarchisten, einen Anarchisten oder einen Kommunisten halten (S. 127 f.).
- 48 Zum Beispiel in Gesprächen mit seiner Schwiegertochter (S. 10-13) oder mit dem Bürgermeister (S. 50-52).
- 49 *Ich*, S. 88.
- 50 Ebd., S. 89.
- 51 Ebd., S. 90.
- 52 Ebd., S. 91.
- 53 Beide Romane fallen übrigens nach meiner Meinung in der literarischen Qualität gegen Maiers Erstling ab: erstens weil die Handlung weniger dicht und zusammenhängend ist als in *Wäldchestag* und zweitens (was auch einige Kritiker moniert haben) weil sich nun regelmäßig ein auktorialer, manchmal allwissender Erzähler in die Berichterstattung einmischt – was tendenziell im Widerspruch zu der impliziten These aller drei Romane steht, daß alles nur subjektives Gerede sei.
- 54 Jochen Schmidt: *Goethes Faust, erster und zweiter Teil. Grundlagen - Werk - Wirkung*, München 1999; Thorsten Valk: *Melancholie im Werk Goethes. Genese - Symptomatik - Therapie*, Tübingen 2002.
- 55 Siehe auch Charles W. Martin: *The Nihilism of Thomas Bernhard: The Portrayal of Existential and Social Problems in his Prose Works*. Amsterdam u.a. 1995.
- 56 Thomas Bernhard: *Erzählungen*, Frankfurt/Main 1988, S. 119.
- 57 Ebd., S. 134.
- 58 Ebd., S. 118.
- 59 Ebd., S. 134.
- 60 Siehe auch Wolf Lepenies: *Melancholie und Gesellschaft*, Frankfurt/Main 1969; Hans Jürgen Schings: *Melancholie und Aufklärung. Melancholiker und ihre Kritiker in Erfahrungsseelenkunde und Literatur des 18. Jahrhunderts*, Stuttgart 1977.
- 61 So läßt er den frisch verheirateten Francesco schreiben, daß den Männern nichts anderes übrig bleibe als zu versuchen, »je eher je lieber I. . . I unter den Pantoffel zu kommen« (Ludwig Tieck: *William Lovell*, Stuttgart 1986, S. 600). Im Vorbericht zu den *Schriften* von 1828 schreibt Tieck rückblickend, daß er beim Schreiben des Romans »sich zu keiner von beiden Parteien«, den leidenschaftlichen Schwärmern oder den nüchtern resignierten Etablierten, »entscheiden konnte und wollte« (ebd., S. 702).
- 62 Bernhard: *Erzählungen*, S. 118.